

# Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb.

(8. Fortsetzung.)

„Großer Gott da oben!“ Der alte Heubner sah zu dem staubblauen, vor wenigen rasch segelnden Wolken durchzogenen Himmel auf. „Habt Ihr denn noch nichts gelernt? Wollt Ihr mit einer Handvoll Leuten Krieg gegen das mächtige Preußen anfangen?“

„Wir wollen für die Rechte unseres Königs kämpfen, sitzen oder untergehen.“

„Wissen Sie, was Sie erreichen werden? — Nichts weiter, als daß auch Ihre Majestät die Königin die Marientburg verlassen und als heimathlose Fremde ins Ausland wandern muß! Der König Wilhelm von Preußen ist groß und edelstehend, aber Gure Politik, Euer Heben und sinnlose Anstrengungen gegen das Geschick kann er von seinem Standpunkt aus nicht dulden. Das muß ihn zu strengen Maßregeln treiben.“

„Kammingen zudte die Achseln. „Ein König darf den andern nicht entkronen. Er verleiht damit die Gehege der Legitimität, ja er hebt sie gewissermaßen damit auch für sich selbst auf“, sagte er höflich. „Wir stellen uns eben auch außerhalb der Gehege.“

„Das Schicksal wird Euch zertreten und gleichgültig über Euch hinwegziehen.“ Der alte Heubner warf einen schmerzlichen Blick zu dem veredeten Schloß hinauf. Die große Frontläuse plätscherte nicht mehr. Eine förmlich greisbare, brüderliche Stille lag über dem schweigenden Schloß.

„Ich wollte nur Herrenhausen noch einmal sehen“, sagte Kammingen nach längerer Pause in kaltem Ton. „Vorwärtsschritt werde ich viel reisen müssen in nächster Zeit.“

Heubner nahm seine schlaff herunterhängende Hand. „Was Sie mir gesagt haben, bleibt unter uns. Ich bin verschwiegen wie dieser stumme Garten hier. Im übrigen — Gott beschütze! An dem Rath eines alten Mannes liegt Ihnen ja doch nichts. Die Jugend ist immer klüger! Erreichen werden Sie und die übrigen Hühner nichts, nur alles verderben, was sich vielleicht noch bessern und ausgleichen ließe. Das ist meine feste Ueberzeugung.“

Kammingen antwortete nicht. Er ließ die Hand des Oberstallmeisters nach flüchtigem Druck aus der seinen gleiten und wandte sich kurz um.

Heubner sah ihm eine Weile still nach. „So — das war der letzte. Nun wendet auch der sich von mir ab!“ sagte er mit einer dumpfen Ergebung vor sich hin. „Ich werde nicht mehr hierher gehen — das thut jetzt alles zu weh!“

Ein Windstoß fuhr durch die große Tanne, die vor den königlichen Wohnzimmern stand. Die Wipfel rauschten. Still lag der Schloßhof da — todtenstill. Keine Wagenpflur führte vom Eingang des goldenen Gitters zur Freitreppe, kein Hufschlag tönte mehr im Marhall.

Hinter einem offenen Fensterlägel, den man wohl zu schließen vergaß, wehte der Luftzug eine weiße Gardine leise heraus und herein — wie einen leichten, stummen Abschiedsgruß.

10. Kapitel.

Hell schmetterten die Trompeten den alten Hohenriedberger Marsch. Heller Sonnenglanz lag über Bogmens alter Hauptstadt. Lustig zog das preussische Dragoner-Regiment durch die Straßen von Prag. Siegesflut, Siegesjubel glänzte auf allen Gesichtern.

Der Kommandeur des Regiments, eine straffe, schmale Reitergestalt, hob sich in den Sattel. Mit stolzem Blick musterte er die hinter ihm reitende erste Squadron. Die Pferde alle glatt und rund, kein Stäwchen auf den Uniformen.

Der Waffenkammerherr war geschlossen. Der Friede konnte jeden Tag verkündigt werden. Der lebendigen Krieg war nach der großen blutigen Schlacht von Königgrätz so gut wie beendet.

Oberst v. Balufed nickte dem neben ihm reitenden Adjutanten freundlich zu. „Solch einen Krieg lasse ich mir gefallen! Was meinen Sie, Königged, hier in der alten Stadt Prag soll's uns schon gefallen nach den letzten Schanzquartieren! Wir sind im Palais Waldstein einquartiert. Sind wir bald da?“

„Sofort, Herr Oberst. Noch über die Reputationsfrage, dann die nächste Seitenansicht“, antwortete Königged. „Aber vorläufig, Herr Oberst, die Weide ist nah und allseitig!“

„Der Herr Graf ist wohl nicht anwesend?“ wandte sich Königged an den ihm wohlbekannten Diener, der im Eingang des Schloßes die feindliche Einquartierung empfing.

„Nein, Herr Graf ist in Schönbrunn bei Seiner Majestät. Aber die gnädige Gräfin ist hier.“

Königgeds Gesicht glühte vor Ueberraschung. Das hatte er nicht erwartet.

„Das ist ja schmarmt!“ fiel der Oberst ein. „Ist diese Gräfin Gisela, die Sie wohl von Wien her kennen, die Frau oder die Tochter des Befehlers?“

„Seine Tochter, Herr Oberst.“

„Um so besser. Sowie wir Salonfähig sind, wollen wir der Dame des Hauses unseren Besuch machen.“

„Wenden Sie das der Gräfin!“ befohl Königged.

„Die Gräfin empfängt keine Besuche“, entgegnete der Diener mit unbegreiflicher Miene. „Ich bin beauftragt, den Herren die Zimmer anzuweisen und Befehle entgegenzunehmen, wenn Änderungen gewünscht werden. Um sechs Uhr wird im Ballsaal gespielt, wenn die Stunde angenehm ist.“

„Ja — ja, wir sind mit allem einverstanden“, antwortete Balufed leicht hin.

Der Diener verneigte sich und ging mit einer einladenden Gebärde voraus.

„Sehr liebenswürdig ist der Empfang gerade nicht“, flüsternte der Oberst Königged zu, während sie die Treppe hinaufstiegen. „Aber freilich, wir sind ja hier in Feindesland, und mit jungen Damen und ihren patriotischen Launen darf man nicht rechnen. Auf Wiedersehen bei Tisch! Schmeden wird uns das „angenehme“ Brot des alten Waldstein immerhin.“

Mit gemischten Gefühlen stand Königged in seinem Zimmer, das nach dem Garten hinausging. Eine drückende Hitze herrschte in dem hinter den geschlossenen Läden nur dämmerigen Raum. Oder war nur sein Blut so heiß in dem Gedanken, mit Gisela unter einem Dach zu sein, ohne sie sehen zu dürfen? Er biß die Lippen zusammen vor Schmerz und Zorn. Ihre feindselige Haltung spürte die Scheidewand zwischen ihnen immer höher auf.

Trotz dieser peinlichen Erwägungen empfand er doch auch wieder eine gewisse Erleichterung, daß Gisela dem lebhaftesten Treiben, welches sich bald in dem Palais Waldstein entwickelte, vollkommen fern blieb.

Das Essen vereinigte alle in dem großen Speisesaal. Auch Offiziere anderer Truppengattungen, die in Prag lagen, kamen aus ihren verschiedenen schönen Stadtquartieren herauf.

Bald sprach sich das Gerum, und es kamen täglich mehr Gäste. Das Palais Waldstein war ja eine historische Merkwürdigkeit, die jeder gesehen haben wollte, ehe er Prag wieder verließ.

Die Diener zeigten bereitwillig das ganze Schloß, ausgenommen wurden nur die Wohnzimmern der jungen Gräfin, die wie eine freiwillig Gefangene ihre Räume nur in aller Morgenröthe und spät Abends zu verlassen schien, um einen kurzen Spaziergang durch den Garten zu machen.

Wenigstens glaubte Königged öfter zu dieser Zeit im Garten auf der Ferne gesehen zu haben. Er trat aber dann immer sofort von seinem Beobachterposten am Fenster zurück.

Die ersten Tage vergingen ohne Störung. Trotz der drückenden Hitze luden die Offiziere Abends nach der Sophieninsel hinüber, wo Concert war und sich auch häufig angelegene oder retouvalente österreichische Offiziere einfanden, mit denen bald ein freundlich barmherziger Verkehr sich entwickelte.

Beunruhigt wirkten aber bald die sich täglich mehrenden Osterfälle, die unter den in den engen Straßen Prags einquartierten preussischen Truppen rasch umzuwandeln. Die schlecht gereinigten Straßen der Altstadt mit den verwahrlosten Wohnungen bildeten eine wahre Brutstätte für die entsetzliche Krankheit, bei der die Kerze noch völlig im Dunkel lagten, wodurch und wie sich die Ansteckung eigentlich übertrug. Die ganze Stadt noch über. Kein Wind wehte eine glückende Däse herrschte.

Auch im Palais Waldstein trug alles über benommenen Kopf und Wassergeschwindigkeit.

Balufed. „Ich mag's kaum zum Waschen verwenden und habe den Leuten schon streng verboten, davon zu trinken. Sie wissen doch, daß unser Schreiber erkrankt ist, Königged?“

„Janohi, Herr Oberst. Ich war heute früh bei dem Manne. Er sieht schlecht aus. Die Gesichtsfarbe ist bläulich. Die Oberlippe zudt trampfhaft. Alle Choleraerkrankten haben dies fatale Lächeln.“

„Herr des Himmels — Königged! Er wird doch nicht die Cholera haben? Es ist jedenfalls nur eine Kolik?“

„Das hoffte der Doktor. Aber mir gefällt die Geschichte gar nicht.“

Das Gesicht des Obersten verfinsterte sich. Er war ein müthiger, unerschrockener Soldat, aber vor dem greulichen Gepest der Cholera, das schattenhaft wie ein Phantom des Todes hinter den preussischen Truppen her zog, graute ihm.

„Auf alle Fälle muß die Gräfin Gisela sofort das Palais verlassen“, meinte Königged ablenkend, denn mit Entsetzen wurde ihm klar, in welcher Gefahr die immer noch so heiß geliebte hier schwebte.

„Ach, lassen Sie die junge Dame nur für sich selber sorgen! Die Hauptsache sind unsere Soldaten. Am besten mair's, wir räumten sofort das Palais und quartierten uns anderswo ein.“

Der Oberst zog heftig an der Klinkerschmür.

„Meine Ordonnaß soll kommen!“ rief er dem Diener zu, der mit selbstverfündtem Gesicht in der Thür erschien.

Die Ordonnaß des Herrn Obersten ist vor einer halben Stunde bewußtlos auf der Treppe zusammengeknallt. Jetzt hat der Mann furchtbare Krämpfe, berichete der Diener mit zitterndem Unterleife. „Die Preußen haben uns die Cholera mitgebracht.“

„Dummkopf — in Euren krummen Gassen haben wir sie uns geholt!“ rief der Oberst zornig hervor. „Mensch, seien Sie nicht da und schlotteln wie ein altes Weib! — Kommen Sie, Königged, wir wollen selber sehen, ob die Kranken alles haben, was sie gebrauchen.“

„Es ist bereits für alles Nöthige gesorgt worden, Herr Oberst.“ Der Diener ludte gewaltig seiner zitternden Stimme Festigkeit zu geben. Die gnädige Gräfin ordnete selbst alles an.

„Die Gräfin Gisela ist bei den Kranken gewesen?“ Königgeds Gesicht wurde todtenblau. „Großer Gott, wenn sie sich ansteht! Sie muß fort — jetzt in dieser Stunde! Ich will sie sofort sprechen und, wenn's nicht anders geht, sie mit Gewalt fortjagen.“

Er ging zur Thür. Der Oberst folgte ihm. Er war über den plötzlichen Ausbruch der unheimlichen Krankheit zu erschrocken, um sich über Königgeds sonderbares Benehmen zu wundern.

Der Diener ging voran, aber nur bis zur Thür am Ende eines langen Ganges. „Die Gräfin hat sofort befohlen, daß die Kranken absondert liegen“, flüsternte er.

„Sehr verständlich von ihr. Sie brauchen uns nicht erst anzumelden.“

Der Oberst klopfte nicht an, sondern drückte die Klinke nieder. Ge folgt von Königged trat er ins Zimmer.

Eine schlanke Mädchengestalt, eine große weiße Schürze über das blaue duftige Muffelkleid gebunden, beugte sich gerade über ein Bett und legte dem Kranken, der, in den Kissen aufgerichtet, sein verzerrtes Gesicht der sich öffnenden Thür zuwandte, einen Umschlag auf die Stirn.

Mit wenigen Schritten war Königged neben dem Bett und sah die Hand der jungen Dame mit unbewußt hartem Druck. „Gräfin Gisela — was thun Sie hier?“

Ihre tief-schwarzen Augen sahen mit entstem Blick in sein erregtes Gesicht. „Was ich hier thue? — Meine Pflicht!“ antwortete sie einfach und rang ihre Hand aus der seinen.

„Gibt's keine Dienstboten im Palais Waldstein, keine Krankenschwestern in Prag?“ herrschte er sie in seiner Sorge fast brüllend an. „Wir haben, wenn das nicht der Fall ist, selber Misse genua, um unsere Soldaten zu pflegen. Gehen Sie, ziehen Sie sich um — und reisen Sie noch in dieser Stunde nach Wien zu Ihrem Vater!“

„Ich bleibe hier.“

„Herr Oberst, helfen Sie mir!“ Königged wandte sich in seiner Aufregung nach seinem Regimentskommandeur um, der mit stummen Stauen dem erregten Wortwechsel lauherte, während der Kranke mit dem trampfhaften Lächeln, das bei dieser tödlichen Krankheit so schauerlich wirkt, theilnahmslos an seiner Decke zupfte. „Sellen Sie mir die Gräfin zu bewegen, so schnell wie möglich das Palais Waldstein zu verlassen!“

„Gnädige Gräfin, ich muß Königged recht geben — reisen Sie ab!“ bat der Oberst.

„Mein Vater wünschte mein Aussehen im Palais Waldstein. Er hängt an seinem Befehl, und in Kriegzeiten läßt man sein Heim nicht gern ohne Aufsicht.“

„Wir sind keine Mordbrenner und Räuber“, entgegnete der junge Offizier bitter. „Ich dachte, das könnte der Graf zugeben. Den Platz an diesem Bett nehme ich jetzt ein und verlange, daß Sie mir den überlassen. Bedenken Sie denn gar nicht, daß es ein Feind Ihres Landes ist, dem Sie sich ganz nutzlos aufopfern?“

„In diesem Augenblick ist niemand mein Feind. Dies ist ein Kranter, ein in unserem Hause Erkrankter, den zu pflegen ich mich für verpflichtet und berechtigt halte.“

Von der Nebenstube her unterbrach lautes Stöhnen und Jammer den Streit. Gisela überließ den Herren den Platz am Bett und ging sofort zu dem anderen Erkrankten hinein, zu der unglücklichen Ordonnaß des Obersten, der sich in fürchterlichen Krämpfen auf seinem Lager wand. Königged sah durch einen Spalt der offen gebliebenen Thür, wie Gisela sofort mit Hilfe eines noch gesunden Soldaten dem Unglücklichen heiße Umschläge auf den Leib legte.

Mit zusammengebissenen Zähnen, fast sturpsinnig vor Angst um ihr Leben, blieb er selber die Nacht über mit dem Obersten bei den Kranken, deren Leiden immer entsetzlicher wurden.

Als der Arzt endlich eintraf, erklärte er beide für unrettbar verloren.

„Kommen Sie mit mir in den Garten, Königged“, bat der Oberst. „Mir ist sehr schlecht — ich muß einen Augenblick frische Luft schöpfen. Lassen Sie die Gräfin ihre Pflicht weiter thun. Wenn es viele solche Frauen in Oesterreich giebt, so ist es ein beneidenswerthes Land.“

Er beugte sich tief vor dem jungen Mädchen, das mit ruhiger Selbstverständlichkeit den beiden Sterbenden die aufopferndsten Dienste leistete.

In dem helleren Licht des Ganges bemerkte Königged mit Entsetzen, wie gelb und verfallen das Gesicht des Obersten ausah.

„Wir müssen so schnell wie möglich hier heraus“, sagte Balufed draußen. Er schlopfte tief Athem. „Schicken Sie sofort zur Kommandantur um neue Quartierbilletts.“

Königged ordnete das Befohlene an. Aber die ausgeschiedene Ordonnaß kam ziemlich niedergeschlagen wieder. Man war auf der Kommandantur sehr schlechter Laune gewesen. Die paar Quartierbilletts, die er erhalten hatte, reichten in keiner Weise aus; außerdem sollten alle in Häusern dicht am Palais Waldstein in Kellerwohnungen untergebracht werden, in denen gleichfalls die Cholera herrschte.

„Das kann uns nicht nützen“, sagte Balufed dumpf. „Königged — ich habe solch sonderbares Vorgefühl, als kämen wir nicht lebend aus diesem Palais Waldstein, in das wir so frühlich einzogen, wieder heraus.“

„Aber Herr Oberst!“ Königged verfuhrte die Sache leicht zu nehmen, obgleich das Aussehen des Kommandeurs ihn lebhaft zu beunruhigen begann. „Wie wenn eine kalte Hand sein Herz umklammerte, so schredensvoll durchdruchte ihn der Gedanke, auch der Oberst könne bereits angestekt sein — und was war dann mit Gisela?“

In demselben Moment meldete der Diener zwei neue Erkrankungen und den Tod der Regimentsordonnaß.

„Mein guter Kamerad!“ sagte der Oberst wehmüthig. „Versuchen Sie, die Erkrankten ins Lazarett schaffen zu lassen, Königged. Ich lege mich zu Bett, ich kann nicht mehr.“ Seine Stimme klang hohl. „Sie wissen, daß ich keine Angst vor dem Tode habe, aber ein furchtbarer Gedanke ist's doch, nach solcher Schlacht, nach solchem Sieg — kurz vor dem Friedensschluß an dieser tödlichen Seuche hier elend zu verenden.“

Königged half dem Obersten beim Ausziehen. Niederstrotzte schüttelte ihn aus — der Vorbote der qualvollen Krämpfe.

Den ganzen Tag über sah er an dem Bett des tranken Kommandeurs, bei dem der Arzt sofort eine Choleraerkrankung feststellte. Doch hoffte er bei der starken Natur des Patienten auf einen glücklichen Ausgang.

Stündlich kamen Berichte über neue Erkrankungen im Schloß. Jedemal hob ein betreibender Athemzug Königgeds Brust, denn bei jeder Meldung hatte er auch von Giselas Erkrankung zu vernehmen gefürchtet.

Er fragte den Arzt nach dem Gesundheitszustand der Gräfin.

„Vorläufig geht es ihr ausgezeichnet. Das ist eine tapere Dame. Ich würde nicht, was wir ohne sie anfangen, denn die Dienerschaft hat vollständig den Kopf verloren. Ich bin überzeugt, daß alle in sinnloser Angst davonlaufen würden, wenn die Gräfin nicht so fest auf ihrem Platz geblieben wäre.“

„Sie ist die einzige Tochter des Grafen Waldstein und ein unerlässlich kostbares Leben für — viele!“ sagte Königged traurig.

Transport noch lohne, versprach er zu sorgen.

Königged athmete auf. Wenn die Einquartierung abrückte, und das Palais Waldstein auf ärztlichen Befehl geräumt werden müßte, würde wohl auch Gisela endlich dieses Haus des Todes verlassen.

Der Oberst diktierte seinem Adjutanten trotz seiner entsetzlichen Leiden einen Brief an den General Vogel v. Faldenstein, um dem die schreckliche Lage hier vorzustellen und ihn um andere Quartiere zu bitten. Ein Lieutenant jagte damit nach dem Hauptmann hinaus. Dort lag der Stab des Generals einquartiert — zur Empörung der Wöhnen, die dies als eine Entweihung der alten Burg betrachteten.

In peinigender Erwartung vergingen etwa zwei Stunden, bis der ausgehende Boten wiederkam.

„Nun?“ fragte Königged gespannt. „Lieutenant v. Dalwig zudte die Achseln. „Nichts zu machen! Der Friede ist abgeschlossen. Der General Vogel v. Faldenstein reist um zehn Uhr ab. Er sagte, er habe jetzt in Böhmern nichts mehr zu befehlen. Bis zu einem bestimmten Termin müßte Böhmern von den Preußen geräumt sein, wir würden daher auch sehr bald abmarschieren. Was könne da noch eine Umquartierung nützen, da es in den meisten Häusern von Prag nicht viel anders wie im Palais Waldstein aussehe. Um Sie persönlich schien der General sehr besorgt zu sein, als ich ihm erzählte, Sie pflegten unseren Obersten wie eine barmherzige Schwester. Sind Sie vielleicht mit dem General verwannt?“

„Er ist der Bruder meiner Mutter“, antwortete Königged kurz. „Gehen Sie fort, Dalwig. Die Luft hier ist verpestet.“

„Wie geht's dem Obersten?“

„Ich fürchte das Schlimmste. Seine hohe Stimme, sein Aussehen sind entsetzlich. Er ist ein verlornener Mann. Der Arzt will's nur nicht zugeben, um uns nicht nutzlos zu machen.“

„Wie furchtbar traurig! Balufed hat eine noch junge Frau und drei kleine Söhne.“

„Und war ein tapferer Soldat, der gütigste Vorgesetzte — ein herrlicher Mann!“ — Ich muß wieder zu ihm hinein und darf nicht weich werden.“

„Morgen werden Sie wohl selbst die Cholera haben“, meinte Dalwig gemüthlich. „Sie sehen aus wie blühendes Weibchen.“

„Sehr verbunden. Halten Sie nur die eigenen Ohren heiß, mein Vetter.“

„Was machen unsere übrigen Kranken?“

„Sie sterben!“ entgegnete Dalwig lafonisch.

Königged zog die Thür hinter sich und eilte an das Lager seines Kommandeurs.

Der Oberst versicherte auf seine und des Arztes besorgte Fragen, daß es ihm merkwürdig viel besser gehe. Königged sah den Arzt mit einer aufleuchtenden Hoffnung fragend an.

Der schüttelte traurig den Kopf. „Das ist oft so — vorm Ende“, antwortete er ganz leise. „Sehen Sie nur, wie sein Gesicht sich verfinstert! Nichts mehr zu machen, und wie gern hätte ich ihn geholt!“

Königged bemerkte jetzt auch, daß das Gesicht des Kranken bläulich wurde, die Nägel schimmerten fast schwarz an den gelbweißen Händen. Das Blut stockte dort bereits.

Der junge Offizier wollte den Sterbenden fragen, ob er noch etwas seiner Frau bestellen solle, aber die Stimme versagte ihm. Regungslos blieb er neben dem Bett sitzen. Nur wenn der Kranke stöhnte, beugte er sich zu ihm und sprach ein paar tröstende Worte.

Ein langer, fürchterlicher Tag, gemütherschmil, von lähmender Hitze, der kein Ende nehmen wollte.

Endlich verlor die Sonne wie ein feuriger Gluthball hinter den dunklen Baumkronen. Königged rief die Fenster auf. Ein kühlere Luftzug wehte herein.

In den Eimern mit Eis, die er im Zimmer aufstellen ließ, um die Hitze etwas zu mildern, war nur noch ein trüber drei schlammigen Wassers übrig geblieben.

Er kinnelte, um neues Eis zu fordern. Da er gerade dem Kranken die Kissen anders legte, sah er nicht die leise eintretende Person an, sondern tief seinen Wunsch, ohne sich umzubringen. Er hörte keine Antwort, sondern nur, daß die Thür sich wieder fast geräuschlos schloß.

Nach einer kleinen Weile öffnete sie sich wieder. Gisela selbst war es, die hereintrat und eine mit Gisthüden gefüllte Schale auf den Tisch neben das Bett des Kranken setzte.

Der Oberst lag mit halb geschlossenen Augen, laut röchelnd, in den Kissen, die Hände fest ineinandergekrampft.

Königged fuhr herum und umschloß die reizende Gestalt des jungen Mädchens, das jetzt regungslos, mit gefalteten Händen, auf den Kranken herunterfas, mit schmerzlichem Blick. „Wer hat Sie hierher gerufen?“ fragte er heiser vor Erregung. „Gehen — gehen Sie! Wollen Sie mich fesseln mit dieser ewigen Angst um Ihr Leben?“

„Ich bleibe bei Ihnen. Ich lasse Sie nicht allein in diesen schrecklichen Stunden, in denen Sie einen theuren Freund verlieren“, antwortete sie bittend.

„Sie vernichten meine Qual nur tausendfach!“

„Mein Leben und das Ihre stehen in Gottes Hand. Wenn ich mich anstellen soll, wird diese Nacht auch nichts mehr daran ändern. Lassen Sie allen Streit, sprechen Sie keine harten Worte jetzt! Sehen Sie denn nicht, daß er stirbt?“

„Sie trüben neben dem Bett nieder und schob ihren Arm unter das Kissen.“

Königged trat an die andere Seite. Seine lebenswornen Finger umschloßen die kalte Hand Balufeds, die, von tonusschwischen Bewegungen durchzudt, unruhig auf der Bettdecke hin und her fuhr.

Stundenlang warteten sie so auf den letzten schweren Seufzer. Die Nacht brach an.

Im Schloß wurde es tobtensstill. Nur vom Garten her hörte man das seine dünne Rirpen der Grillen. Von der frisch gemähten Wiese des Parks wehte ein leichter Heudust durch das offene Fenster herein. In der Fernrauschte die Moldau, und auf der Straße sang irgend ein einsamer Wanderer ein altes schwermüthiges Volkslied.

Nur zwei Kerzen brannten im Zimmer. Ein zitternder kreisrunder Schein tanzte hoch oben an der weißen Decke. Licht und Schatten spielten über das Spiße, wachsame Gesicht in den Kissen.

Königged legte seine Hand sanft auf die gebrochenen Augen. „Er ist erlosch!“ sagte er ernst und zog Gisela in die Höhe. „Komm ans Fenster — in reinere Luft!“

Schweigend standen sie und sahen in den mondbleichen Garten hinaus. Einen silbernen Vorhang wehen die blauen Strahlen um die Bäume und Sträucher. Ein wunderbarer Zauber, gemischt aus Todesgrauen und wild auffuchäumer Lebenshoffnung, lag in dieser stillen Nachtstunde. Sie waren beide allein, umgeben von Krankheit, Gefahr und Tod.

„Gisela — Gisela! Jetzt fallen die Schranken, die Krieg, Feindschaft und väterlicher Starrsinn trennend zwischen uns aufbauen! Wir sind vielleicht dem Tode näher wie dem Leben, aber gleichwohl — wir sind eins, nichts um niemand darf uns auseinanderreißen!“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn der britische Löwe großmüthig wird, hat er sich gewöhnlich irgendwo übernommen.

Die größten Meister konnten oft Der eignen Zeit nur wenig frommen, Sie kamen nur auf diese Welt, um auf die Nachwelt einst zu kommen.

— In China werden in einigen Streichholzfabriken nur Handarbeiter angestellt. Eine von diesen, in Schemhang gelegen, beschäftigt 600 Arbeiter, wovon 400 Frauen sind.

Die eine Hälfte der Menschheit weih nicht, wie die andere lebt — ist aber immer emsig dahinter her, das auszufinden.

Die am lautesten rufen, haben gemeinlich am wenigsten Stimme.



Orientirt. Vater, gestern habe ich in der Geographie einen Tadel bekommen, weil ich Moskau nicht konnte. Das ist aber eine tolle Ungelehrigkeit von deinem Vetter, Moskau ist doch im Jahre 1812 abgebrannt!